

Pommersche Heimat

Monatsbeilage zum Pommerschen Genossenschaftsblatt. — Mitteilungen des Bundes Heimatschutz, Landesverein Pommern.

Einsendungen für den redaktionellen Teil sind an den Bund Heimatschutz, Stettin, Turner-Str. 61 oder an die Geschäftsstelle des Pomm. Genossenschaftsblattes Kaiser-Wilhelm-Str. 1, zu richten.



Erscheint in den ersten Tagen
::: eines jeden Monats. :::

Herausgegeben in Verbindung
mit dem Landesverein Pommern
des Bundes Heimatschutz (e. V.).

Nr. 10.

Auflage

Stettin, im Oktober 1922.

14 700

11. Jahrg.

Die Pommersche Heimat

erscheint diesmal nur halb so stark! Not der Zeit! Wir können es nicht ändern und glauben, daß es erst besser mit unserm deutschen Volke wird, wenn die Kassees halb so voll sein werden und das dabei gesparte Schlemmergeld wieder der Kulturpflege zufließt.

Eine Berichtigung liegt uns noch am Herzen! Im Jahresbericht (Nr 9 dieses Jahrganges) mußte als „Verleger und Teilhaber“ an der Pommerschen Heimat genannt werden der „Verband pommerscher landw. Genossenschaften“ und nicht schlechtweg die „Pomm. landwirtschaftl. Genossenschaften“.
Reepel.

Umfrage.

Fräulein Irmgard Caspar in Fürstenwalde macht über ein verloren gegangenes pommersches Volkslied folgende Mitteilung: „Vor 15 Jahren hörte ich im Kreise Schivelbein auf dem Rittergut Leppin aus dem Munde eines Mädchens ein balladenartiges Lied, dessen Inhalt dem des Bürgerlichen Lenorenliedes ähnlich gewesen zu sein scheint. Von dem Inhalt des Liedes habe ich behalten, daß ein Mensch verzaubert und in ein Pferd verwandelt und alsdann in einer Waldschmiede beschlagen wurde. Drei aufeinander folgende Strophen begannen so:

Und bei dem ersten Hammer Schlag
Da floß das rote Blut.
Und bei dem zweiten Hammer Schlag ...
Und bei dem dritten Hammer Schlag ...

Das Mädchen war nicht zu bewegen, das Lied zu wiederholen, und ich habe später nie wieder jemand getroffen, der das Lied gekannt hätte.“

Bei dem Liede handelt es sich nicht um ein Lenorenlied, sondern um ein sehr altes und ziemlich seltenes Volkslied, das bei Erk-Böhme: Deutscher Liederhort I, Nr. 11, unter der Ueberschrift „Der Schmied und sein Töchterlein“, „Des Goldschmieds Töchterlein“, „Schöferschmieds Anneli“ abgedruckt ist und von der Verwandlung eines Mädchens in einen Esel bzw. in ein Pferd handelt.

Das Lied ist bisher nur aus dem hannoverschen Harz, aus Franken und aus der Schweiz bekannt geworden. Die in Pommern aufgefundenene Spur des Liedes ist daher wichtig und wertvoll genug, um ihr weiter nachzugehen. Es ergeht demgemäß an alle Freunde pommerscher Heimatkunde die Bitte, der Bekanntheit und Verbreitung des Liedes weiter nachzuforschen und dem Unterzeichneten gegebenenfalls Mitteilung davon zu machen.

Um die Forschung zu erleichtern, teile ich nachfolgend die aus dem hannoverschen Harz stammende Fassung des Liedes mit:

1. Es ging ein Mädchen und holte Wein
Bei Tag, bei Nacht, bei Mondenschein.
2. Und als sie in das Holz 'nein kam;
Da kam ein Mann, hatte Kleider an.
3. „Ach, Mädchen, schreck dich nicht so sehr;
Ich bin der Herr von Teufelsheer.“
4. „Sind Sie der Herr von Teufelsheer,
So machen Sie mit mir, was Sie begehren!“

5. Er faßte das Mädchen bei der Hand
Und führte sie nach dem Goldschmiedsmann.
6. Gut'n Tag, gut'n Tag, Herr Goldschmied mein,
Beschlagen Sie mir mein Pferdelein!
7. Beschlagen Sie mir's mit Silber und Gold,
Denn ich muß reiten durchs weite Holz.“
8. Der erste Nagel, den er schlug:
Das Pferdchen schwitzte Menschenblut.
9. Der zweite Nagel, den er schlug:
Das Pferdchen kriegt' ein' Menschenfuß.
10. Der dritte Nagel, den er schlug:
„Hör auf, mein Vater, ich hab genug!“
11. „Was mag denn das für'n Pferd wohl sein?“ —
„Ich bin des Goldschmieds Töchterlein.“
12. „Bist du des Goldschmieds Töchterlein,
So bleib bei mir, du gehörst ja mein!“
13. Er warf seinen Hammer in den Klee:
„Ich hab' geschmiedet, schmied' nimmermehr!“

In der aus Franken stammenden, um 1820 aufgezeichneten Fassung des Liedes lautet die Stelle, die die Tätigkeit des Schmieds schildert, folgendermaßen:

Den ersten Schlag, so er getan:
(Da) floß sein Blut und Wasser herfür.
Den zweiten Schlag, so er getan:
„Ach Vater, lieber Vater mein,
Hör auf, hör auf, ich habe genug!“

Hoffentlich gelingt es, das wertvolle alte Lied wieder aufzufinden.
A. Haas, Stettin, Arndtstr. 9.

Nest und Damkerort.

Eine dringende Mahnung!

Warum ich beide Orte in einem Atemzug nenne? Nest auf der schmalen Dünenlandzunge zwischen Jamunder See und Meer und das von den Wellen umdrohte, in ähnlicher Lage befindliche Damkerort am Budower See! Ich will es erzählen!

An einem Sommertage trug mich die elektrische Strandbahn von Köslin aus zu einem kurzen Aufenthalt in den Bereich der Kösliner Seebadeorte und auch nach Nest. Wenige Tage vorher hatte ich am breiten Sandstrande und im Bereiche der wohlgepflegten Dünen der Küste Medoms geweilt und war nun über das, was ich hier sah, auf das höchste enttäuscht. Der Nester Vorstrand verhältnismäßig schmal, die Dünen stark von den Wellen angegriffen und in einem beklagenswert lichterlichen Zustande. Die Sandhügel von Menschenfüßen herabgetreten, der Pflanzenwuchs, das Schutzkleid der Düne, beeinträchtigt und stellenweise vernichtet. Als Folge davon weite Windbahnen und der Dünenrand stellenweise bis auf das Grundwasser abgeblasen. Alles in allem: große Dünenstrecken im Anfange einer nur unheilvoll enden könnenden Bewegung landeinwärts und der Dünenzug alles andere, nur kein fester Schutzwall mehr gegen Sturm und Flut.

Und das alles in so naher Nachbarschaft einer Stätte des Unheils, Damkerort! Wie ist das möglich?
Um diese Frage beantwortet zu bekommen, wandte ich mich in meiner Eigenschaft als Geschäftsführer des Bundes Heimatschutz, Landesverein Pommern, an zuständige Stellen und erhielt eine

Antwort durch das Wasserbauamt in Kolberg. Sie brachte zweierlei:

Einmal eine Bestätigung meiner Befürchtungen von Seiten der Sachleute. „Ja“, hieß es, „wir kennen die Zustände bei Nest und fürchten ihre Folgen.“ Und — ich möchte noch etwas hinzufügen, was mir allgemein andere Beobachter bestätigt haben und noch bestätigen werden, und was erst recht dazu geeignet ist, nachdenklich zu stimmen: Mehr denn je scheint seit Jahren das Meer unsere hinterpommersche Küste zu bedrohen; denn unsere Steilküsten schwinden, unsere Dünenzüge bekommen Steilabstürze nach dem Meere zu und dem Vorstrand mangelt die Sandzufuhr! Was geht vor? Befinden wir uns in einer Periode langamer Senkung? Jedenfalls: Land in Not! Und heilige Pflicht ist es, die natürlichen Schutzwälle unserer fruchtbaren Küstenlandschaften widerstandsfähig zu erhalten! Und doch sündigt man in Nest ungestraft und macht die Dünenwelt zum Tummelplatz großer und kleiner Kinder! Und keine Behörde schreitet ein. —

„Wir können nicht“, war der zweite Teil der Antwort aus Kolberg! „Helft uns, die Unwissenheit zu belehren, ehe es zu spät ist!“ — Ja, aber warum denn nicht, wird mancher kopfschüttelnd fragen! Weil sich neben den ordnungsmäßigen seitens des Staates bewirtschafteten Dünen weite Strecken Dünenengeländes in Privatband befinden und verwildern. Was nützt alle staatliche Fürsorge, wenn an anderer Stelle der Damm schwach ist und das nachträgliche Bollwerk mit in den Untergang hineinreißt. Hierin und in nichts anderem liegt die Ursache für den Durchbruch bei Damerort, und will man ähnliches verhüten, dann muß Wandel geschaffen werden. Und zwar bald!

Man wandere mit mir die ganze Usedom-Küste entlang von Swinemünde bis Zinnowitz; Badeort an Badeort und ein ganz anderer Badeverkehr als zwischen Kolberg und Rügenwaldermünde, und doch die Dünen in tadellosem Zustande! Aber „gebranntes Kind scheut das Feuer“, und die Usedomer wissen, was Sturmflutnot bedeutet aus Jahrhundert langer Erfahrung. Will man in Hinterpommern, wollen die Bewohner des Dorfes Nest und jene anderen Besitzer von Dünen und Hinterland erst durch die Not gewarnt werden? Dann kommt der Schrei nach staatlicher Hilfe und er kommt vielleicht einmal zu spät; denn das Meer hat schon manches nicht mehr zurückgegeben, was es einmal hatte! —

Hier muß Wandel geschaffen werden, und damit es geschieht, muß sich die breiteste Öffentlichkeit, müssen sich die obersten Staatsbehörden mit der Angelegenheit befassen. Das Wohl weiter Kreise steht auf dem Spiel, und der einzelne muß ein Opfer bringen! Grundsatz muß werden: Hand weg vom heiligen Landebann der Düne, wer nicht mit dem Staate und anderen vernünftigen Leuten zusammen an ihrer Festigung mitarbeitet, nicht mit in Reihe und Glied seinen Mann steht! Das Recht des Gemeinwohles geht vor das Eigentumsrecht!

Martin Reepel, Stettin.

Strandfahrten.

Von Georg Lange, Scheune.

I. Kamp.

Wir hatten es doch gewagt, trotzdem das Barometer auf „Schlechtes Wetter“ stand, trotzdem es sieben Wochen regnen sollte, trotzdem schon am ersten Wandertage der Himmel grau in grau stand und am Eiersberger See ein endloser Landregen herabrieselte. Wir konnten nicht die Nacht draußen verbringen, um die Vogelwelt zu belauschen. Trotzdem schliefen wir gut in den Gasthofbetten, obwohl ein Rauz draußen jämmerlich schrie. „Schöner Anfang“, sagten wir beide. Doch es kam noch herrlicher. Im Vorjahr war unsere ornithologische Reise an die Nordsee vom prächtigsten Sommerwetter gesegnet gewesen. Nun war es schon der dritte Wandertag an der hinterpommerschen Küste, ohne daß der Regen nachließ. Beim Abtochen regnete es in den Topf, am Nachmittag waren unsere Zeltbahnen, unsere Lodenmäntel naß, so daß wir in Treptower Deep gegenseitig „Auswringen“ militärisch übten. Die schweren Wanderstühle allein, mit Seebundstran geschmiert, halten noch dicht. Da gehts also weiter. Dunkles Regengewölk hängt tief über die brandende See. Ein frischer Wind läßt die Wogen an die Küste donnern. Wenig Aussicht auf Beobachtung.

Da wollen wir wenigstens dem idyllischen Fischerdorf Kamp einen Besuch abstatten, um persönlich Bauart und Bewohner kennen zu lernen. Auf dem Damm am Kamper See gehts entlang. Links Schilfwald, in dem Rohrsänger lärmen. Sonst wenig Leben auf dem Wasser. Rechts Wiesen und Hütung. Ueber zitternden Moorboden, der unter unsern Tritten quillt und pfeift, geht es auf den sandigen Fahrweg. Kamp ist erreicht. Wir kannten es aus der Lichtbildserie des Bundes Heimatschutz. Schon im Bild wirkt es. Doch überrascht waren wir von der stillen Schönheit dieses Fischerdorfes an der toten Rega. Die Strohhäuser aus Urpäterzeiten, niederlässlich in der Anage, mit Wodans Pferdeköpfen am Giebel, schlicht und doch farbenfreudig.

Leider ist die ursprüngliche Form des Grundrisses, nach dem alle elf Häuser gebaut sind, bei einigen durch neuzeitliche Anbauten verunziert worden. Zwei Häuser sind noch ohne Schornstein. Wir wurden recht mißtrauisch aufgenommen. Ob wir nicht vertrauensselig aussehen? Ich glaub's schon. Drei Tage Regenwetter, dazu in braune Zeltbahnen gewickelt, mit schweren Rucksäcken. Wer sollte auch in uns Heimatforscher vermuten? Ich suche nun Gelegenheit zum Photographieren.

Ein alter Fischer mit prächtigem Charakterkopf sieht neugierig zu. „Na, Vater, wull se sich ud afnehmen loten?“

„Ach, da kam ich gut an. Erst ein Gebrumm, das nichts Gutes ahnen ließ, dann ganz langsam und mit soviel Verachtung: „Aee, id ni, id schall mi woll up mine olle Doog no as Allen- spiegel in de Welt umherdriven, un mi utlachen loten, un see ver- denen domit Feld!“

Dabei spie er kräftig aus. Na, das war doch stark. Er brummt noch in den Fischerbart: „Sportmischen, Fulböm, Röm- löpers.“ Laß nur, Alter, ich habe dich doch geknipst, und so oft ich das Bild ansehe, werde ich auch an deine Worte denken. Das Geldverdienen überlasse ich getrost anderen. Vor einem Hause sitzt unter dem vorspringenden Dach im Regenschutze eine sechs- köpfige Familie und bestet Malschnüre. „Schlechtes Wetter heut,“ fang ich an. Alles stumm. „Wat woll noch länger regnen?“ Endlich öffnet der eine die Kinnladen: „Minethalben kannt schrien!“ brummt er. Mein Freund springt ein; er fragt höflich an, ob wir das Haus besichtigen können. Wieder guckt einer auf: „Wat is davon astofiken, se hebben gewiß en bessert to Hus!“ Also auch hier Mißtrauen und Zurückhaltung. Also so wird es nichts. Da fang ich anders an: „An der Nordsee besteden die Fischer ihre Schnüre mit Sandpfer, da beizen die Fische wie toll, Burschen, so lang und dick wie der Arm!“ Donnerwetter, nun hats eingeschlagen. Sechs Köpfe fliegen hoch, den Mund offen: „Wien Arm, so dick?“ Nun sind wir im Fahrwasser. Ich erzähle vom kahlen Wattenmeer, vom Biergraben und Angelbesteden und vom Buttfang, und muß erzählen, erzählen. Schließlich meint der eine: „Schade, daß Sie nicht solche Würmer bei sich haben!“ Ja, lieber Freund, dann könnten wir auch das Haus besichtigen. So aber müssen wir im Regen weiterwandern, immer Kol- berg zu.

Sie schüttelten über uns „Sportsmenschen“ den Kopf, die aber trotzdem Euch mißtrauischen und stachligen Pommern lieben und verstehen. Nächstes Mal werdet Ihr es mit uns besser machen.

II. Am Jamunder See.

Bis zum Jamunder See waren wir glücklich, d. h. immer im Regen, gewandert. Heute einmal verschonte uns der Wettergott mit Nash und Sturm. Am Ufer dieses Strandses schlendern wir entlang. Kein Vogel weit und breit. Da müssen wir einmal den Kuhhirten austragen, ob er nicht so allerlei Vögel hier beobachtet hat. Mein Freund, langjähriger Spezialist im Ausfragen, beginnt mit einer Zigarre und dem Kiebitz. Gewiß, kennt er den, er ist auch da; aber Eier hat er nicht gefunden: „De darf man nich nehmen, heit in't Zeitung stohn!“ Also doch ein Erfolg des Heimatschutzes. Von den andern Vögeln weiß er und kennt er wenig. Wie anders doch Vater Virgin am Horster See, der alte Fischer. Er hat so manche Ente im Fangnetz gehabt und kennt sie alle, selbst auf der Abbildung, obwohl er auch über 70 zählt: Wittbutsbüßer, Gabeldich, den türkischen Kiebitz und so fort, so daß selbst sattelfeste Ornithologen noch vollstümliche Bezeichnungen lernen können.

Unser Kuhhirte aber wußte nichts. Vielmehr hatten unsere Ferngläser seine Aufmerksamkeit erregt: „Wat hebbens do to bammeln?“ Ich habe Lust ihm klarzumachen, daß es ein elektrischer Kaffeekocher sei. Doch mein Freund zeigt ihm die Handhabung. Damit ist er zufrieden. Wir gehen weiter und suchen in der Dünen-schönung einen Platz für das Nachtlager. Da kommt auch schon unser Kuhhirte: „Gebens man son Dörckfeker her!“ Er nimmt sich das Prismenglas meines Freundes. Erst wird er nicht damit fertig; dann aber ruft er staunend aus: „Dunnerlücht- ing, damit kann id jo de Köh int Muhl fiekeln! Dunnerlücht- ing, is dat dicht bi!“ Und nun Dunnerlüchtling auf Dunnerlüchtling. Die ganze Umgegend wird abgesehen, und er kommt nicht aus dem Staunen heraus. So ein Ding könnte er zum Hüten gebrauchen, meint er, als er auch noch mein Glas richtig eine halbe Stunde durchprobiert hat. Er geht damit los, und ich muß hinter ihm, wenn ich es wieder haben will. Schließlich hole ich ihn ein: „Dunnerlüchtling, oll Fründ, man nich so wit wegg, sonst frigt dat Ding noch Been!“, sage ich. „Schall woll sin!“ meint er.

Dann kommt er wieder mit zurück. Ein Jagdwagen malt durch den Dünenland. Unser Hirt grüßt stramm militärisch, obwohl er 78 Jahre zählt.

Es war das Fuhrwerk eines hohen Regierungsbeamten, der hier badete. „Is en feinen Kerl, heit mi 20 M gewi!“ „Nanu, wofür denn?“ „Seht fängt er an: „Börrien Harwt heit er od bodt, un he wär ganz klamm, as he ut Water kām und kün sich nich de Hosen antreden. Ich spring to: „Gestatten, Herr . . .“

daß ich die Hose halte?" Ja bin nämlich vor 50 Jahren Bursch bin Hauptmann Brink west. Ich helfe em in de Bütz, un er gimt mi 20 M. De Kutscher, de dich dobi stün, krigt ne Näs." Er schmunzelt noch, wenn er daran denkt. Noch mehr schmurzige Sachen weiß er zu erzählen. Wir gefallen ihm, und er will sein Nachtlager auf dem Heuboden mit uns teilen. Du bist uns auch etwas wert, guter, alter Pommer und Soldat! Wir aber haben schon ein Freiquartier gefunden und bleiben die Nacht draußen, damit bei Sonnenaufgang beobachtet werden kann.

III. Jershöft.

Die Nacht vorher hatten wir unter zentnerschweren Bauernbetten im Rügenwalder Amt übernachtet. Der Regen sang eintönig sein altes Lied: Tipp, tapp, tipp, tapp! Heute nacht werden wir in einem Strandhotel in modernen Betten mit Sprungfedermattaken ruhen. Hoppla, ich helfe es schon, seit zehn Tagen wieder ein Bett wie daheim. Wir sitzen unten im Fremdenzimmer und stellen unsere Beobachtungen zusammen. Draußen gießt es Pudelnäß kommen die Badegäste vom Strand zurück und belegen mit allen zoologischen Namen das Wetter. „Sind Berliner,“ sage ich leise. Nun sind wir entdeckt. Neugierig werden wir gemustert. Salonmäßig sehen wir nicht aus. Die Nagelschuhe beschmutzt, die Taschen naß, dazu offene Rucksäcke, dampfende Pfeifen, Ferngläser, Zeltbahnen. Die Berliner stecken die Köpfe zusammen, sie wissen nichts mit uns anzufangen. Endlich fängt der eine vom Wetter an: „Schlechtes Wetter zum Wandern!“ „Gewiß, aber es geht noch!“ entgegne ich. Nun hatte ich in ein Wespennest geschlagen. „Dat geht noch? Na, hören Se uff, Jon Wetter, schwer Geld bezahlen un drinnen sitzen, wie in Affenkäfig, nich mal spazieren gehn kann man!“

„Dann müssen Sie es so machen wie wir, wir gehen immer unter dem Regen durch, wir wandern schon zehn Tage, immer an der pommerſchen Küste entlang.“ Schließlich erfahren sie auch, daß wir ornithologisch unterwegs sind und schon manchen interessanten Fund gemacht haben und noch bis an den Ladesee wollen.

Nun werden wir bestaunt, wissenschaftlich reisen, ja, das bringt was ein, meint einer. Nein, mein Lieber, es kostet was, und bringt nicht Papierlappen, wie er meint. Ein Badegast erzählt, daß er sich auch für die Vogelwelt interessiere. Erst gestern hätte er einen großen Vogel, einen Habicht oder Adler oder sonst was, gesehen. Er slog über die Steilküste. Gewiß wollte er die Eier der Uferschwalben räubern.

Münchhausen, denk ich, so bleibe nur bei. Dann erzählt er von seiner Jagd bei Berlin, von seinen Erfolgen als Jäger und Schütze und renommiert, daß er nicht Soldat werden brauchte, weil er Kriegslieferungen hatte. Er hat sogar seine Büchse mitgebracht und jagt Krähen, andere schößen ja Möwen. Da sieht er mein großes Taschenmesser liegen. „Wozu haben Sie denn den langen Dolch?“ fragt er. Ruhig sage ich: „Für die Bären!“ „Wat, gibt et denn in Pommern noch Bären?“ „Gewiß, noch heute haben wir welche gesehen.“ Jetzt staunt er und nicht wir.

Alle hören, selbst der reiche Lederhändler, der schon zehnmal den Dollarstand ausposaunt hat, sieht auf.

„Wo, wat für Bären?“ fragt er ängstlich. „Blaubeeren!“, sage ich. Da sind sie ruhig, die Aufschneider. „Na, die Pommern haben es hinter die Ohren zu sitzen“, sagt der „Schießer“ und geht ins Bett. Auch so gut, lieber Berliner, wo es Adler gibt oder sonst so was, die an Pommerns Küste die Eier der Uferschwalben „räubern“, da gibt es auch „Bären“ — Beeren!

Die Bedeutung des Vogelschutzes für den Pflanzenschutz.*)

In weiten Kreisen der Landwirtschaft und des Pflanzenschutzes hat man für den Vogelschutz noch immer kaum mehr als ein wohlwollendes Lächeln übrig. Daß man durch Vogelschutz wirksamen Pflanzenschutz treiben kann, wird nicht nur vielfach angezweifelt, sondern sogar bestritten. Der Grund liegt wohl in der Tatsache, daß die Ergebnisse der ernstlichen Vogelschutzforschung noch viel zu wenig Allgemeingut geworden sind, und daß wirklich zweckmäßiger Vogelschutz auf Grund wissenschaftlicher Forschungsergebnisse bisher nur an wenigen Stellen ausgeübt wird. Die Fälle, in denen eine nützliche Wirkung des Vogelschutzes sich offenbaren konnte, sind daher noch zu wenig zahlreich geblieben, als daß sie auf die große Allgemeinheit hätten überzeugend wirken können. Sehr lehrreich ist eine Zusammenstellung solcher Fälle, die im 12. Jahresbericht (1. April 1919 bis 31. März 1920) der staatlich anerkannten Versuchs- und Musterstation für Vogel-

schutz von Hans Freiherrn von Berlepsch auf Burg Seebach (Kreis Langensalza) gegeben wird (unentgeltlich von dort zu beziehen). Anschrift: Vogelschutz, Seebach, Kreis Langensalza). Hier sei besonders auf die Beispiele verwiesen, welche die günstige Wirkung des Vogelschutzes bei der Bekämpfung von Forstschädlingen betreffen. Ihre Reihe hat sich in diesem Jahre um einen neuen Fall vermehrt, den wir Ende September d. J. als Augenzeugen selbst zu prüfen Gelegenheit hatten. Es handelte sich um ein Massenaufreten des Buchenspinners *Dasychira pudibunda* in dem nördlich von Eisenach gelegenen Hainichwalde, das auch in diesem Jahre wie in den beiden Vorjahren auf großen Flächen zu Kahlfraß geführt hatte. Im vorigen Jahre hatte die Plage, die süd- und ostwärts vorgerückt war, an den Grenzen des Seebacher Waldes, dem Versuchsfelde der Vogelschutzstation des Freiherrn von Berlepsch, haltgemacht. Nur einige Randbäume dieses mit einem schon langjährigen, erfolgreichen Vogelschutz versorgten Gebietes hatten dabei erkennbare Spuren des Raupenfraßes gezeigt. Im Mai dieses Jahres hatte sodann von dem schwer heimgesuchten Hainichwalde aus ein sehr starker Falterflug in südlicher Richtung stattgefunden, und der Seebacher Wald war ebenso wie die angrenzenden Forsten von den Faltern stark besogen worden. Dabei hatte man beobachten können, daß die zahlreichen Vögel, Meisenarten, Kleiber, Trauerfliegenfänger, Stare usw., im Seebacher Walde die in großen Massen vorhandenen Falter fingen, verzehrten und besonders zur Abzug der Brut benutzten. Deshalb waren schließlich hier nur wenige Falter zur Eiablage gelangt. Dagegen machte sich in den benachbarten Forsten bald starker Raupenfraß bemerkbar, der zuletzt, vor allem im südlich gelegenen Kammerforster Revier, zu völligem Kahlfraß führte. Zur Zeit unseres Besuches in Seebach bot sich ein überraschendes Bild, das durch die hier wiedergegebenen photographischen Aufnahmen festgehalten werden konnte. Der gesamte Buchenbestand des Seebacher Waldes war bis auf wenige an der Grenze des Kammerforster Reviers stehende Randbäume von der Plage verschont geblieben. Dagegen waren die Buchen des Kammerforster Waldes völlig entblättert. Der Boden des kahlgemessenen Waldes war dicht mit Raupenkot bedeckt; an den Stämmen fand man noch zahlreiche Raupen, die sich Verstecke für die Verpuppung suchten. Die geradlinig verlaufende Grenze zwischen dem verschonten Seebacher Walde und dem stark geschädigten Kammerforster Revier wird durch einen Waldfahrweg gebildet. Er zeigte auf seiner ganzen Strecke dasselbe Bild: auf der einen Seite in vollem Blätterschmucke prangenden Buchenwald, auf der anderen Seite eine Anzahl nackter Stämme und Aeste. Auch der dem Seebacher Walde nördlich angrenzende Teil des Hainichwaldes hatte starken Raupenfraß gehabt, der aber gleichfalls nur bis an die Seebacher Grenze vorgeedrungen war.

Nach diesem Befunde war nicht mehr zu bestreiten, daß der Seebacher Wald inmitten des Fraßgebietes unverfehrt geblieben war. Da in ihm allein Vogelschutz, und zwar in der intensivsten Weise, betrieben wird, wird man nicht umhin können, seinen Reichtum an insektenfressenden Vögeln als die Ursache für das Ausbleiben des Raupenfraßes anzusprechen. Zu einer solchen Schlussfolgerung wird man besonders gedrängt, wenn man eine Beobachtung berücksichtigt, die sich an der Grenze des Kammerforster und des Seebacher Reviers machen ließ. Freiherr von Berlepsch, der den 500 Morgen großen Wald sehr reichlich mit Nisthöhlen ausgestattet hat, von denen in diesem Sommer fast alle besiedelt waren, hat an der Kammerforster Grenze die äußersten Nisthöhlen in einer Entfernung von 50 Metern von der Grenze seines Besitzes aufgehängt. Nur an der Südostecke seines Waldes ist er auf einer Strecke von etwa 100 Metern von dieser Regel abgewichen, indem er die Höhlen unmittelbar an den Grenzbäumen anbrachte. Hier zeigte sich das überraschende Bild, daß auf derselben Strecke der Kammerforster Wald in einer Tiefe von 50 Metern gleichfalls von Raupenfraß verschont geblieben war. Die von Freiherrn von Berlepsch auf Grund seiner Forschungen und Beobachtungen aufgestellte Grundregel, daß man das Jagdgebiet eines Singvogels innerhalb eines Umkreises von 50 Metern Halbmesser um sein Nest suchen mußte, fand durch das geschilderte

*) Abdruck aus Nachrichtenblatt für den deutschen Pflanzenschutzdienst, Nr. 6, Dezember 1921. Herausgegeben von der Biologischen Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft, Berlin-Dahlem.

Beispiel ebenso eine glänzende Bestätigung, wie die Annahme, daß die Ursache für das diesjährige Ausbleiben des Raupenfraßes im Seebacher Walde in der Wirkung des Vogelschutzes zu suchen ist.

2) Von Friedrich dem Großen.

Das Domstift Kammin in Pommern bestand aus einer Anzahl von Prälaten oder Domherren, deren Stellen nach der Reformation mit verdienten Staatsmännern oder hohen Militärs besetzt wurden, anfänglich durch die pommerschen Herzöge, dann, nachdem das Domstift an Preußen gekommen war, durch die preussischen Könige. So verlieh Friedrich der Große im Jahre 1773 die Stelle des Präpositus dem General von Ramin. Dieser war ein wohlbeleibter, stattlicher und würdevoller Junggeselle. Das Ernennungsdekret vom April 1773 zeigt die Spottlust des großen Königs. Es lautet:

„Es ist eine Dompräbende in dem hohen Stift von Cammin eröffnet worden, und weil Mir der General v. Ramin, der hohe Gouverneur von Berlin und Generalinspektor der dortigen Infanterie, sehr wie ein Dompropst vorkommt, so habe Ich nicht geglaubt, solche in bessere Hände wie die seinigen zu geben. Also bitte Ich ihn, dieses anzunehmen.“

Ramin hatte die Stelle von 1773 bis 1782. Irgendwelche Verpflichtungen übernahm er damit nicht, er genoß eben nur die Einkünfte, die er sogar beliebig anderswo verzehren durfte. Die Stellen waren reine Sinekuren. Ramins Nachfolger war der Feldmarschall v. Möllendorf, 1782 bis 1796. Vielleicht war er ebenso wohlbeleibt und würdig wie der Herr v. Ramin und wurde deshalb vom Könige gleichfalls für die Prälatur geeignet befunden. Wenn das in Wirklichkeit der Fall war, dann handelte von ihm wohl eine heitere Geschichte, die ich vor Jahren las und in der nur die Anfangsbuchstaben seines Namens, nämlich v. M., standen, was ja auf v. Möllendorf gerade passen würde. Die Geschichte ist folgende:

„Es war zur Zeit des Alten Fritz, einige Jahre nach der Beendigung des siebenjährigen Krieges, als einmals zwei junge, ganz neugebackene Offiziere vom Regiment Gendarmes, dem vornehmsten Regiment der Berliner Garnison, in frühlicher Weinlaune die Wilhelmstraße hinabschlenderte. Ein ihnen begegnender würdiger alter Herr von gewaltigem Leibesumfang steigerte die gute Laune der beiden jungen Herren zum Uebermut. „Du,“ rief der eine dem andern zu, „haft du schon mal so einen dicken Kerl gesehen?“ „Nein,“ war die Antwort, „weißt du was? Den müssen wir einmal messen.“ Gesagt, getan. Sie traten mit feierlicher Höflichkeit an den alten Herrn heran und fragten ihn ehrerbietig, ob er nicht die große Gewogenheit haben wollte, sich einer Messung seines Leibesumfangs zu unterziehen. Der Alte sah wohl einen Augenblick befremdet auf; dann aber blieb er belustigt stehen und fügte sich der seltsamen Probe, die die beiden Offiziere an ihm vornahmen, um sodann nach höflichem Dank lachend weiter zu eilen. Einige Zeit war vergangen, die beiden Leichtfüße hatten die Geschichte schon vergessen, — da erhielten sie eines Tages eine Einladung zur Mittagstafel bei dem Geheimen Stats- u. Kriegsminister v. M. Die Beiden waren einigermäßen erstaunt darüber, denn sie hatten von dieser sehr angesehenen Persönlichkeit wohl gehört, sie aber nie gesehen. Doch vielleicht waren sie von irgendeinem Verwandten empfangen; selbstverständlich leisteten sie der Einladung Folge. Noch etwas mehr verwundert waren sie freilich, als sie, im Hause angelangt, erfuhren, daß sie außer dem Gouverneur von Berlin, dem alten General v. R., die einzigen Gäste waren. Ihre Verwunderung steigerte sich jedoch zum Schrecken, als sie von dem Hausherrn liebenswürdig empfangen wurden und in ihm den alten Herrn erkannten, den sie so schände zu geometrischen Studien mißbraucht hatten. Und nun tauchte in dieser kritischen Lage neben ihm noch die grimmige Gestalt des Generals v. R. auf, der durch seine eiserne Strenge und seine selbst in jenen derben Zeiten sprichwörtliche Grobheit und Rücksichtslosigkeit allgemein gefürchtet war. Mit beklommenem Herzen setzten sich die beiden Sünder zu Tisch; eine furchtbare Szene, Arrest, Festung, Kassation erschienen als düstere Bilder vor ihrem inneren Auge. Eine Weile ging jedoch alles gut, und schon atmeten die beiden Sünder auf, — da — der Bissen blieb ihnen im Halse stecken — begann Erzellenz v. M. mit behaglichem Lächeln zu erzählen: „Denken Sie, lieber R., was mir kürzlich passiert ist,“ und nun folgte die Geschichte der Mißtat, die den jungen Gästen nur allzu bekannt war. Nur die Namen hatte der Minister noch nicht genannt. General von R., der schon während der Erzählung kirchbraun im Gesichte geworden war, fing nicht schlecht an zu wettern, er sprach von exemplarischer Bestrafung und fragte endlich, ob der Minister denn gar keinen Anhalt habe, wer das gewesen sei. Der Minister weidete sich einen Augenblick an der Angst der jungen Uebeltäter; dann sagte er gemächlich lächelnd: „Nein, sehen Sie, lieber R., es ist mir leider nicht gelungen, die Gesichter der Offiziere im Gedäch-

nis zu behalten und ihre Namen zu erfahren. Nicht einmal die Uniform ihres Regiments ist mir noch in Erinnerung. Ich merke doch, daß ich anfangs, alt zu werden. Na, lassen Sie die Geschichte nur ruhen: ich glaube sicher, derartiges wird nicht wieder vorkommen.“ Noch im späten Alter versicherte der eine der beiden Offiziere seinen Kindern und Kindeskindern, daß die empfangene Lehre bei ihm und seinem Kameraden von nachhaltiger Wirkung gewesen sei.“

Der Verfasser dieser Geschichte war nicht angegeben.

Kammin i. Pom.

R. Spuhrmann.

Neue Bücher zur Heimatkunde.

Es ist erstaunlich, was sich die „Provinz“ trotz aller Papierknappheit und sonstigen Nöte alles zu leisten vermag! Nicht bloß, daß fast alle größeren Blätter schon ihre heimatkundlichen Beilagen haben, auch die Veröffentlichungen zur Heimatkunde nehmen ihren fast ungestörten Fortgang. Wenn auch hier und dort gewiß Schwierigkeiten zu überwinden waren und noch zu überwinden sind, es geht doch vorwärts, und die Provinz mit ihren kleinen Verlagsunternehmungen schafft mehr als das großstädtische Stettin. Beweis:

Im Verlage von Mewes-Rügenwalde erschien der erste Band einer Heimatkunde des Kreises Schlawa, „Sagen des Kreises Schlawa“, von Karl Rosenow. Gutes Papier und eine gute Ausstattung zeichnen diese Veröffentlichung äußerlich aus, und dazu gefüllt sich ein von Karl Zenke gezeichneter reichhaltiger Bildschmuck. Man staunt und legt das Buch nicht ohne ein wenig Reid aus den Händen, soweit man bisher an einen Borrang der Provinzialhauptstadt glaubte. Rosenow hat seine Sagen nach Landschaften und Vertlichkeiten gruppiert und jedem Gebiete eine Landschaftsschilderung vorangestellt. Dieser Verzicht auf eine Einteilung nach sachlichen Stoffgebieten, die sich für wissenschaftliche Werte nicht umgehen lassen möchte, ist hier, wo es sich um ein Heimatbuch im engsten Sinne des Wortes handelt, durchaus am Platze. So erhebt vor dem geistigen Auge des Lesers an der Hand des Bildes, des beschreibenden Wortes und des poetischen Erbes der Vergangenheit die Heimat in geschlossenen Bildern, und was sonst nur „Sagensammlung“ wäre, das wird zu einer regelrechten Heimatkunde.

In demselben Verlage veröffentlichte Rosenow ein kleines Heftchen, „Ernstes und Heiteres aus Rügenwaldermünde“, mit zwei anspruchslosen Erzählungen, die in die Tage unserer Großväter zurückführen. Die erste der beiden Erzählungen ist die wertvollere, da sie einen balladenhaften Stoff enthält, der auch über die Grenzen des Rügenwalder Ländchens hinaus Interesse erwecken möchte.

Einen dritten Band seiner „Heimatkundlichen Beiträge aus dem Kreise Saahig“ hat Fritz Knack in Jaktobshagen herausgegeben. Er enthält Sagen, Märchen und Spitzgeschichten. Die besonders auch landschaftlich so reizvollen Gebiete des Kreises um den Enzig- und Dolgensee haben viel Material geliefert, und der Wanderer, der dieses Stückchen Erde durchzieht, wird sich mit Vergnügen des Buches als eines Führers zur Heimatpoesie bedienen. Besonders Interesse verdient eine „Glockenjagd“ insofern, als sie die bekannte Sage von dem Glockenguß zu Breslau am Enzigsee lokalisiert. Wir beglückwünschen Fritz Knack zu seinem neuen Erfolge!

Endlich ist R. Spuhrmanns Beschreibung des Kamminer Domes, Verlag von Formazin und Knauff in Kammin, in vierter erweiterter und verbesserter Auflage erschienen. Auch dieses Büchlein wird jedem Besucher der alten pommerschen Bischofsstadt höchst willkommen sein. An Bilderbeigaben ist trotz der schlechten Zeiten nicht gespart worden.

Für Notgeldsammler sei noch erwähnt, daß die Stadt Kammin eine Serie von Notgeldscheinen mit Ansichten der Stadt in Verkehr gebracht hat, die Spuhrmann mit Versen ver sah. Dargestellt sind das Bautor, das Wappen der Stadt, das Rathaus, der Dom und eine Ansicht der Stadt vom Bodden aus. Echter Heimatstolz klingt heraus, wenn Spuhrmann dem letzteren Bilde die Worte mit auf den Weg gibt:

„Stolz aus dem Bodden ragt die Stadt
mit Fenstern blink und blank,
und wer sie so gesehen hat,
denkt dran sein Leben lang.“

Reepel.